seine Freunde und Helfer waren und ihr Fach so gut und gewissenhaft wie die Besten betrieben, vor die Entscheidung zwischen Kunst und Wissenschaft stellte, verstanden sie diese Frage gar nicht und antworteten ihm mit den Worten Nietzsches: „Man könnte uns nicht mehr Unrecht tun, als wenn man annähme, es sei uns um die Kunst allein zu tun" — es war ihnen längst um mehr zu tun: um die Gotteskunst des hohen Lebens.

6. KAPITEL: DER NEUE KREIS IN BERLIN UND MÜNCHEN

GEORGE suchte in diesen Jahren noch immer die frühen Gefährten auf, stieg noch oft mit jungen Freunden die vielen Stufen zu Lechter hinauf und Gespräche gingen um die Geheimnisse Indiens, das Lechter ein halbes Jahr lang besucht hatte und von dessen unbekannten Mahatmas er mehr erwartete als der Dichter. In Adyar sah Lechter den Knaben, den damals die europäischen Theosophinnen als frischgesegneten Hinduheiland aufzogen, und der inzwischen nach kurzem Heilsgang sein Amt schon niedergelegt hat. George weilte noch oft bei Reinhold und Sabine Lepsius und die Rede ging von den ewig Unvereinbaren Michelangelo und Rembrandt, von den neuesten Werken der äußersten Maler und Musiker, Raum- und Schaumkünstler. Es war die Zeit der höchsten wirtschaftlichen Blüte Deutschlands und alle Märkte waren überschwemmt von den Künsten aller Erdteile und Zeiten, es wimmelte von Ausstellungen und Schaustellungen aller Art: Wirbel und Wehen und keine Geburten! Dies und vieles der vom Taumel schrankenloser Fortschrittsseligkeit befallenen Zeit bewegte George und die Dichter der Blätter damals, die offnen Auges die Bewegungen und Strebungen der bürgerlichen Welt verfolgten. Aber es gab für sie noch ein anderes Reich, das nur von einem wußte, in das kein Lärm von außen, kein Wirrsal der Meinungen, kein quälendes Zweifeln noch optimistisches Versuchen drang: den inneren Staat der Gemeinschaft, das Miteinandersein der Jugend des neuen geistigen Reiches.

Wir haben oben einmal die besondere Befreundungsart Georges als die Verbindung von menschlicher und werkhafter Freundschaft bezeichnet. Dieser Trieb seines Lebens, alles persönliche Erleben, alles Ergriffensein von Geistern und Geschöpfen, Seelen und Dingen zugleich in ein Werkhaft-Überpersönliches zu schwingen und zu gestalten, vollendete sich in der Gott- und Weltschöpfung des Siebenten Ringes. All sein Tun, all seine Liebe ging in Werk und Bildung auf und je mehr Gebiete des

Lebens und der Geschichte, der Natur und der Gegenwart sein großes Herz in sich gesogen hatte, um so mehr hatte sich der Gestaltenkreis seiner Dichtung und der Wirkungskreis seines Geistes erweitert. Er konnte nur menschlich und werkhaft zugleich empfangen und zeugen, nur „staatlich" fühlen und handeln, wie wir es seit dem Erscheinen des Siebenten Rings zu nennen liebten. Wie die Gefährten und Gefreundeten in der umwandelnden Esse seines Werkes Kräfte und Bereiche seiner Welt wurden, so wurde was er am tiefsten liebte und ehrte bestimmende Mitte des Reiches und strömendes Herz der Gemeinschaft der Seinen. Nicht ihm dem einen gehörte sein Gott, sondern dem Ganzen und da er dem einen der Höchste und Schönste war, so mußte er der Natur dieses einen nach der Höchste und Schönste des Ganzen werden. Damit wurde das Lebensgesetz des Herrschers das Lebensgesetz für alle die ihm wahrhaft folgten. Das Wesen der privaten Liebe und der privaten Freundschaft mußte in ihnen je mehr erlöschen, je mehr sie seines Wesens wurden. Je mehr einer Träger dessen war und werden konnte, was als erste Verleiblichung seiner Gottsuche erschienen ist, um so mehr erhielten seine Liebe und Freundschaft für ihn ihren Sinn vom Göttlich-Ganzen der Gemeinschaft, wurden sie staatlich im Zeugen und Empfangen, im Herrschen und Dienen. Das bedingte ein Staatlichwerden nicht nur der Leistung sondern auch der Leidenschaft, nicht nur einzelner Fähigkeiten sondern der ganzen Person des Menschen und die Bewertung verschob sich von Überzeugung und Gesinnung, Wissen und Meinen auf eines jeden Wesen. Es war eine harte Lehre, die hier gegeben wurde, denn es half nicht mehr Verehrung noch Glauben, sondern allein das Sein: was du bist, das stellst du dar und bestimmt deinen Platz, nichts andres! Es gab Zeiten, wo man das „Wort" in die Menge warf und wer glaubte gehörte zur Gemeinde, aber nach dem neuen Lose bestimmt nur die Wohlgeratenheit von Leib und Seele den Wert des Einzelnen und nur das Maß seiner Kräfte den Ort, wo er unter den anderen steht. Ist er aber ein Wohlgeratener und Geeigneter so ist er auch ein Gleicher selbst vor dem Größten, und der Meister liebte in dieser Hinsicht scherzend zu sagen, daß ein Grieche sich unter seinesgleichen geschämt hätte, ein Genie zu sein.

In einer lebendigen Gemeinschaft, in der, von unberufenem Schicksal zu schweigen, Sein und Leistung die Zugehörigkeit und den Rang bestimmten, bedurfte es keiner geschriebenen noch irgend ausgesprochenen Satzung, um das Verhältnis eines jeden zum Führer und aller untereinander zu ordnen. Die George aus den Nöten der Zeit gerissen, dienten ihm mit ihren großen und kleinen Kräften in der Liebe und Verehrung, die ihnen vor dem großen schlichten Menschen aus dem Herzen quoll, in der heiteren

Gelassenheit, die sich unter Gleichen ziemt, in der Nähe oder Ferne, die Wert und Schicksal jedem gab. Sie hatten alle ihre Wünsche und Süchte und da ihnen kein Jenseits sondern das Diesseits mit all seiner Qual und Herrlichkeit zum Kampfplatz ihrer Kräfte gegeben war, so begehrten sie viel und deuchten sich stark genug auch noch aus dem Unwegsamsten ihre Schätze zum gemeinsamen Schatze heimzubringen. Es war kein leicht erobertes noch leicht zu bewahrendes Gut der Freundschaft für einen Meister, der nur warb durch Erweckung, nur forderte durch Werk und Vorbild, nur rief, was schon ungerufen kam. Er beschnitt keine Leidenschaft und hemmte keinen Flug, solange das Gesicht der Mitte zugekehrt blieb, er warnte kaum, aber jeder fühlte an ihm das Maß seines Tuns und Lassens und wußte, daß seiner Liebe und Achtung verlustiggehen schlimmer war als der Tod. Sein Kommen oder Gehen war Richte und Urteil genug. Denn was auch diesen und jenen außer ihm lockte und trieb: daß kein Höheres und Hehreres sei als er, sein Werk und seine Welt, war allen gewiß und keinen lockte die romantische Sehnsucht nach „der dinge formen abertausend" da sie in der einen, der seinen die Erfüllung sahen.

Von dieser unbedingten Gebundenheit an die herrscherliche Mitte bestimmte sich auch das gegenseitige Verhältnis zueinander. Sie wußten sich alle der gleichen Weltkraft verpflichtet und die besondere Gemeinsamkeit der Liebe oder Freundschaft zwischen zweien oder mehreren, die auf dem Schicksalsgrunde des Herzens erwächst, erhielt eben dadurch erst eine tiefere Glut, daß sie im Wissen um den gemeinsamen Grund alle menschlichen Kräfte umfaßte und sich aus dem Privaten notwendig ins Staatliche erhob. So schwangen innerhalb der geistigen Bindung die näheren oder ferneren Beziehungen nach Blut- und Schicksalswahl und neben den Spannungen der innigsten Freundschaften gab es solche des fernsten Sichmessens von Kräften, die sich nur in bezug auf die gemeinsame Mitte berührten. Sie kannten sich zuweilen, selbst wenn gemeinsame Feier sie zusammenführte, nicht einmal dem bürgerlichen Namen und Lebensgange nach und die sich im Tiefsten geeinigt wußten, mieden sich oft im Getrieb der Zeit, um jeder auf seinem Platze das Rechte zu tun. So entstanden aus Nähe oder Ferne ein neidloser aber leidenschaftlicher Wettkampf der Kräfte und ein befeuerter Ehrgeiz, dem Meister, dem Freunde und damit dem Ganzen genug zu tun: Die Besten zu gewinnen, das Schönste zu leisten, durch Haltung und Wirkung des Gottes würdig zu sein.

An der Schaffung von Gedichten, an der Mitarbeiterschaft an den Kampfschriften und bald auch an größeren Werken erschien jeder mit seinem besonderen Können und Wissen, aber das volle Maß seiner Kräfte,

die Ganzheit seiner Person wurde erst in den Zusammenkünften sichtbar, die in Berlin, besonders in den Monaten der Anwesenheit Georges, in regelmäßiger Folge, in München einen größeren Kreis umfassend zu Lichtmeß oder Pfingsten stattfanden und bald in gemeinsamer Schulung, bald in leichterem Spiel, vor allem aber in gemeinsamer Feier zeigten, wie jeder war und wuchs. Zu solcher Feier wurden keine Tempel noch Schlösser bedurft sondern eine Berliner Mietwohnung, ein Münchener Dachgeschoß, einfache Holztische und Bänke, die mit Polstern auch als Lager dienten, auch brauchte man keine Kerzen noch goldne und silberne Gefäße noch kostbare Kleider und Bilder, sondern schlichteste Gewandung, ein einfaches Mahl, Kranz, Obst und Wein — alles andre war Gedicht und Gespräch, Blick und Gebärde, Sinnen und Lachen — und dennoch unendlich mehr: ein Nichtzusagendes über Glück und Leid doch nicht ohne sie. Es war ein Raum außer der Zeit, ein Leben außer der Bedingtheit in den Goldstrom der ewigen Kugel getaucht, wo innerste Seele zu leiblicher Geste wurde und einmal die ganze Blütenkrone dem Lichte aufschloß. Wir müssen dieses Wenige davon sagen, weil wir glauben, daß solches Leben rein menschlicher Gemeinsamkeit, der Keim aller Reiche und Staaten in ursprünglicher Reinheit, nur so an der Wende der Weltenjahre erscheint, wenn ein großer göttlicher Mensch die Seinen mit sich hinaufreißt und der Geist noch nicht die Masse der Kräfte und Dinge zu nötigen Formen zu spannen braucht.

Dies alles war möglich weil in seltner Feierstunde ein ewiger Atem alle durchdrang, ein adliges Maß die Leidenschaften und Erschütterungen im Gleichgewicht hielt: da fiel kein Wort vom Gotte, sondern er herrschte da, weil alle ihm dienten und er erschien als Ehre der Starken wie der Gewandten, der Klugen wie der Zarten, weil sie gleichen Wesens schön von ihm glühten. Denn die Erschütterung im Schönen als zugleich dem tiefsten Sinn und der klarsten Gestalt der Welt, war immer von neuem das ganze Geschehen der höchsten Stunde, das Gedicht im Einzel- oder Gemeinsamsagen die Begehung der Feier. Dem der nichts weiß von der erweckenden und gestaltenden Wirkung des gesprochenen Dichterwortes besagt das nichts, dem der es erfahren hat, ist es Teilhabe am Weltgang des Dichters, wie wir es nannten, und an der Wiedererweckung der Unsterblichen, ist es Lautwerden der ewigen Zeichen für das Unaussprechliche in Maß und Klang. Daß das Gedicht den tiefsten Ernst des Lebens in der spielendleichten Bewegung seiner Töne und Schritte zugleich aufhebt und als Sinn und Bild erscheinen läßt, zeigt es nur mehr als vollste Äußerung der lebendigen Mächte. Es macht uns deutlich, warum das dichterische Ergriffensein im Gegensatz zu jeder Teilkraft die einheitliche

Schwingung des ganzen Menschen und einer ganzen Gemeinschaft von solchen bewirkte, die von einem Geiste beseelt zusammen waren. Auf diesem einheitlich schwingenden Grund wurde jede Wucht und zarte Stufung des Menschlichen leiblich sichtbar und die Sinne schärften sich für die hinreißende Kraft im bezaubernden Vielklang des Chores, für die verhaltene Glut im Wechselgespräch, für die keusche Einfalt der Einzelstimme. Dieses Besessensein von einem Rhythmus bei klarster Helle des Sinnes, dieses Versunkensein in einem Tone bei frohster Blühkraft des Blutes läuterte bis in die letzten Fasern: eine Reinigung ohne Reue und Genugtuung, eine Wandlung ohne Brot und Wein, eine Vereinigung nicht durch Einzelzehr, sondern durch die gemeinsame geistige Erschütterung im dichterischen Gotteswort.

Nach dieser Begehung begab sich jeder wieder stärker und freudiger an sein Tagwerk, sein berufliches Tun, das keinem erspart blieb und — was uns hier allein angeht — an dichterische Eigengestaltung oder Übertragung, an Untersuchungen über zeitliche Streitfragen oder die reichen Gebiete des vergangenen Lebens, dessen neugesichtete Schätze in den Fluß der Gegenwart zurückzuführen waren. Das Raunen und Munkeln der Außenwelt über Orgien in seidenen Gewändern, an dem nur die eine Empfindung richtig war, daß sich da etwas abspielte, was es sonst nicht gab — all dies und schlimmere Verleumdung kümmerte sie nicht. Um ihre innere Welt lag ein eiserner Ring, der sie jedem unberufenen Auge undurchdringlich, jeder bloßen Neugier unantastbar machte, aber die dichterischen und wissenschaftlichen Werke dieser und der kommenden Jahre gaben genugsam Zeugnis von der Ausstrahlung des glühenden Kernes in den ganzen Raum der Geschichte und Gegenwart.

Wir sahen George selber in unablässigem Schaffen diese Arbeit tun, er nahm zugleich an allen Arbeiten seiner Freunde fördernd und belebend Anteil, vor allem unmittelbar und jede Zeile prüfend auch an der neuen Übersetzung der Shakespeareschen Dramen, die Friedrich Gundolf unternommen hatte und in neun von Lechter schön und würdig durchgeformten Bänden von 1908—1914 fast zu Ende führte. Wir erwähnten einmal, daß nach der strengen Durchformung des sprachlichen Baues im TEPPICH DES LEBENS in der Fortführung dieser Linie die Gefahr bestand, es möchte der Bildnerwille des Dichters zu tyrannisch werden und die Strenge sich zur lebenzwingenden Härte steigern. Mit dem SIEBENTEN RING sahen wir diese Gefahr beschworen, die Alloffenheit und Allwirklichkeit der geistigen Welt war größer als je zuvor geworden und es gab für den Herrscher dieser Welt in dem ganzen Raume der Antike und des Christentums keine geistige Kraft mehr, die er nicht wagen konnte,

in seine Grenzen einzubeziehen: auch Shakespeares ungeheuren Seelendrang und Heldenwuchs. Nachdem er mit der Verdeutschung der Sonette erobernd bis in die dichterische Mitte des Briten gedrungen war, beschloß er auch den ganzen gewaltigen Bau der Dramen ein: er tat es in umfassenderer Weise als die Klassiker und Romantiker es getan und bewahrte und erneuerte zugleich was sie schon gewonnen hatten. Es war ein anderer Shakespeare als unsere Väter ihn geliebt und wie ihn die Romantiker unserer Bildung als deutsches Gut für immer einverleibt hatten. Als zwecksetzende höchste Vernunft, als genialer Menschenschöpfer, als Darsteller und Erreger brennender Leidenschaften, als bildender Gestalter und grenzenloser Beweger und Gliederer des Lebens war er ihnen erschienen, wie Gundolf in seinem inmitten der Übersetzerarbeit geschaffenen Werke „Shakespeare und der Deutsche Geist" (1911) es zeigte. Was jetzt erstand war der große Dichter des heroischen Menschen in seiner ewigen Gültigkeit und zugleich seiner zeitbedingten Bildlichkeit: Shakespeare als der mächtige Sprecher seines Stammes, der die tiefste Sicht und vollste Habe seines Inselvolkes zu unvergänglichen Gestalten formte, weil er als einziger Herr der Zeit über den ganzen Seelenstoff seiner Welt verfügte. Diese dichte Wirklichkeit Shakespeares in ihrer sinnlichen Fülle und geistigen Kraft konnte erst neu gesehen werden unter dem stärkeren volleren Pulsschlag unseres Lebens, konnte erst neu gestaltet werden durch die Bereicherung und Schmeidigung unserer Sprache, durch die neuen Möglichkeiten, die ihr in den letzten Jahrzehnten angewachsen waren, wie es in der Einleitung der Shakespeareübertragung heißt: „Sinnlichere Fülle und dichtere Farbigkeit, neue Intimität, Kraft des Verinnerlichens und Abtönens, größere Biegsamkeit, leichteres Ausdehnen und Zusammenziehen, rascherer Ton- und Tempowechsel". Dieses dichterische Mittel aber war nur Ausdruck einer Geistesverfassung, in der die staatliche Wirklichkeit schon zu neuer Empfängnis gelangt und mit neuem Menschtum schwanger ging. Erst auf diesem Grunde war es möglich, die gewaltige, unbändige weltüberherrschende Kraft, aus der England gespeist wurde, in deutsches Menschtum einzubeziehen, war das Wagnis sinnvoll, in die Söhne des denkerischen humanen Bildungsdeutschland den erde- und meerumgreifenden Tatdrang, die schicksalverachtende Entschlossenheit und Machtwilligkeit zu gießen: zu dem klassischen und romantischen Shakespeare den des heldischen Anspruchs und herrscherlichen Griffes zu fügen. Die höhere Sprachform aus dieser Wurzel gab erst die Möglichkeit das Archaische Monumentale der Shakespeareschen Sageweise zu erfassen, ohne daß sie sprengend oder verwildernd wirkte. Denn der größeren Dämonie, wie sie uns in Shakespeare sichtbar wurde, stand durch George eine

stärkere künstlerische Bezwingung, seiner dichten Stofflichkeit eine glühendere Bildkraft, seinem schwellenden Gefühlsstrom und der Vielfalt seiner körperlichen Wuchten eine gewaltigere Gestaltungskraft gegenüber, als sie bisher dem deutschen Geiste eignete. So ist der Sinn der Erweiterung des sprachlichen Machtbereiches zu verstehen in dem das Werk der Übertragung unternommen wurde: Der größte Verkörperer und Mischer südlichen und nördlichen, leiblichen und seelischen Heldentumes wurde in seiner ganzen Wirklichkeit für die deutsche Welt gewonnen.

Im gleichen Sinne sind auch die übrigen Versuche dieser Jahre zu verstehen, die geistigen Güter der Geschichte soweit sie durch Überlieferung und lebendigen Anteil in das Schicksal des einen oder anderen verflochten waren, von neuem fruchtbar zu machen. Wolfskehl übertrug die kleineren Stücke der althochdeutschen Dichtung (1909), in denen die heldenhafte und tragische Selbstüberwindung der Germanen fortlebt: „ältestes Heidentum, tiefe Weisheit und Erfahrung des Volkes, die beschwörende Macht des Zaubers, drollige Neckereien, derber Humor, harte Liebe und süße Sehnsucht, das kindliche und gläubige Vertrauen auf Gottes Segen, das holdeste Wesen unserer Lieben Frau, die eindringende erregt ausmalende Beredsamkeit der Kirche, gerechter Stolz und tiefe Sorge um deutsches Wesen, das starke männliche Christentum der ersten Kreuzzüge und des erwachenden Rittergeistes". Wolters veröffentlichte die schon für die heiteren Feste von Schönhausen übertragenen „Minnelieder und Sprüche" (1909), eine Auslese aus der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, und dann die ihm von früh auf vertrauten „Hymnen und Sequenzen" (1914), Übertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom 4.—14. Jahrhundert, denen später noch die Übersetzung der „Psalmen und Lobgesänge" der griechischen katholischen Dichter vom 2. bis 4. Jahrhundert folgte.

Wie die „Deutsche Dichtung", von der jetzt die erste öffentliche Ausgabe (1910) erschien, die noch unmittelbar in unserer Bildung wirkenden Väter der Dichtung berief, so gingen jene Werke in die ältere Ahnenschaft der christlichen und heidnischen Ursprünge zurück und suchten die weltlichen und geistlichen Liebes- und Gottesgesänge ins neue Wort zu rufen bis zu den Ausgangspforten der Antike dringend, wo sich in den Lobliedern noch griechische Erdenliebe und schon christlicher Jenseitsflug mischten. Der heilige Sinn und die große Liebe, das in Minne aufflammende Herz und der in Gott erbrennende Geist waren auch hier das aus ehrwürdigem Erbe zu Erneuende und zu Bewahrende. Die nie veraltenden Sinnbilder menschlicher Hingabe und Begeisterung: das Schmerzens-

lied und das Preislied der ewigen Stimme durch die Jahrtausende wieder hörbar zu machen, war das Streben des jungen Geschlechtes, das der Gleiches und Höheres tuende Meister in ihnen auslöste.

Es war natürlich, daß auch die für Hellas entfachte Glut die rührigen Kräfte weckte. Paul Thiersch stellte das Verhältnis von Form und Kult, von bildender Kunst und göttlichem Dienst in Ägypten, Griechenland und der Gotik dar (Jahrbuch II), Kurt Hildebrandt untersuchte die den Begriffen Dionysisch und Romantisch zugrunde liegenden antiken und modernen Kräfte (Jahrbuch II und III) und, der schon fernergerückte August Oehler übertrug die Anakreontiker. Für eine neue Verdeutschung der Tragiker war die günstige Stunde noch nicht gekommen, aber in wunderbarer Weise, wovon noch zu reden sein wird, gelang die Erneuerung der Sicht auf den von der bürgerlichen Wissenschaft verschütteten Platon.

Bedarf es noch der Erwähnung, daß über den Vergangenen die Lebenden nicht vergessen wurden, daß sich Ernst Bertram in seinen ersten Bonner Vorträgen (1907/08) um Hofmannsthal und George, Wolters sich um die Deutung von Lechters Werk (1911), Ernst Gundolf um die Erschließung und Einordnung des Philosophen Bergson mühten? Napoleon und Hölderlin aber, den von allen Ferngeistern in einem tieferen Sinne am meisten Gegenwärtigen, widmete Vallentin seine erste Studie „Napoleon" (Jahrbuch III) und Friedrich Gundolf seinen „Archipelagus" (1911) und Norbert von Hellingrath seine Arbeiten für die große Ausgabe des Dichters. Dies alles und auch die Gedichtbücher „Wandel und Glaube" von Wolters (1911), „Gedichte" von Morwitz (1911) und Gundolfs Göttinger Rede „Stefan George in unserer Zeit" (1912) gehören in dieses Jahrsiebent. Es sind nur die veröffentlichten Äußerungen dessen, was außerhalb der beruflichen und fachlichen Tätigkeiten aber innerhalb eines reichen Lebens der Liebe und Freundschaft die Gemeinschaft der Blätter bewegte. Die Erinnerung an jene Jahre, die durch das Schicksal des Krieges um ein Jahrhundert zurückzuliegen scheinen, ist noch heute mit dem Schimmer eines vollkommenen Glückes umstrahlt, in dem selbst die Schmerzen schön deuchten. Von einem vor allem muß noch an dieser Stelle die Rede sein, das wir schon als bewegende Mitte der festlichen Stunden geschildert haben, auf dessen tieferes Verstehen sich nun auch gedankliche und geschichtliche Bemühungen richteten: nämlich vom Hersagen der Gedichte und der gehobenen Prose.

Auch hierüber wurde einiges öffentlich ausgesprochen, von dem inzwischen manche Äußerlichkeiten in weitere Kreise gedrungen sind, aber das Wesentliche so wenig verstanden wird wie damals. Albert Verwey hat

1907 in der „Beweging", Robert Boehringer im zweiten Jahrbuch (1912) über das Hersagen von Gedichten gehandelt, Hugo Eick in seinen Aufsätzen „Vom Erbe des Rokoko" und „Über den Vortrag von Werken des Geistes und der Kunst". Die neu gewonnene rhythmische Lebensäußerung war dem einen als edle Maßhaltung die höchste Lebensbewegung überhaupt, dem andern in der Unterwerfung unter das dichterische Gesetz und dem Verzicht auf persönliche Eigenheit der fruchtbare Bann, der die Empfänglichen aus dem chaotischen Einzeldasein in ein geordnetes größeres Leben reißt, dem dritten das liturgische Pathos, auf dessen Wellengang der tief verborgene Grundstrom der Seele sichtbar wird: ihr Traum- und Nachtreich, in das der Geist noch keine erhellenden Strahlen gesendet hat. Besonders aber schien allen dreien nötig, das Hersagen gegen die verfälschenden und flachen Vortragsarten der Zeitgenossen abzugrenzen, gegen das verblühte schauspielerische Deklamieren oder das sentimentale heuchlerische Rezitieren, gegen das „natürliche" schnabelgewachsene Gewäsch oder das ebenso „traurige Surrogat der Rede", das Still-für-sich-Lesen der Gedichte.

Die allstoffliche Wissenschaft, wenn sie auch nicht mehr ganz verstand, um was es sich hier handelte, hatte genug Nachrichten gesammelt, aus denen sich erkennen ließ, daß die hohe kultische wie weltliche Dichtung bis in die jüngste Zeit stets in getragener schwebender Bewegung vorgetragen wurde. Vom „maa-chern" der Ägypter, wie die dem Thot geweihte richtige Stimmführung hieß, und dem Wunder der Einheit vom Wort und Ton bei den Hellenen bis zu dem „Sagen und Singen" der mittelalterlichen Dichter, vom Raunen der Zaubersprüche und Murmeln der eddischen Kultlieder bis zur liturgischen Stimme der Kirche, vom feinen Sprechzauber der Comédie française bis zur hohen pathetischen Eintönigkeit der Engländer konnte man bei aller Verschiedenheit der Zeitformen das gleiche Gesetz der ursprünglich dichterischen Vortragsweise verfolgen. Auch für die deutschen Dichter vor und während des Jahrhunderts Goethes von Ramler und Herder bis zu Lenau, Keller und Leuthold ließ sich die befremdende „Art von Gesang" nachweisen. Aber sie war den Zuhörern schon meist als „Monotonie" oder „pathetischer Singsang" erschienen und sie vermochten den dunkelbeschwingten Flug der Seele darin nicht mehr wahrzunehmen. Bald danach versagte das Verständnis der ernüchterten Geister völlig vor der ihrer Welt so fremd gewordenen rhythmischen Feierlichkeit des dichterischen Tones. „Der Grund" schrieb die achte Folge der Blätter, „weshalb man in den stärker romanisierten Ländern verhältnismäßig gut, aber gerade im Land der Dichter am wenigsten weiß was ein Gedicht ist: man ist bei uns nur gewohnt, sinngemäß, skandierend

(abzählend) oder schauspielerisch, nicht aber rhythmisch und dichterisch zu lesen. Auch alle Hoch- und Mittellehrer, die zu hunderten unserer Jugend von der Antike reden, können keinen Begriff davon haben oder geben, was ein griechischer Chor, eine römische Ode ist, wenn sie nicht einen wirklichen Dichter wirklich dichterisch haben lesen hören".

7. KAPITEL: DER STERN DES BUNDES

MITTEN in der ungeregten Gegenwelt wirkte der Bund derer die vom Geiste berührt waren sich als lebendiges Geschehnis der Tage aus. Daß er sich auch in gestaltiger Form als Dauer darstellte war Sinn des innersten Gesetzes, aus dem er geboren war. Das Geschehen des Bundes mußte dichterisches Bild, sichtbarer Stern werden, der alle Strahlungen in sich begreift und wieder aussendet, es mußte im dichterischen Sprachleib gegründet werden als dem geistigen Leib aller Einzelleiber, als dem umschließenden Herd aller sie durchwaltenden Kräfte. Dies vollzog sich im STERN DES BUNDES, der sieben Jahre nach dem RING — im Herbst 1913 — nur in wenigen Stücken für die engeren Freunde, im folgenden Jahre öffentlich erschien.

Die Verhaltungen und Handlungen der in Gemeinschaft Verbundenen wurden hier zu Wort und Zeichen erhoben; ihr lebendiges Sein erscheint als geistiger Sinn, ihre gemeinsame Sitte als geistiges Lebensgesetz. Daher sind in diesem Werke alle Einzelerlebnisse in eine gemeinsame Sphäre getaucht, alle Personen und Namen als ausschließlicher Besitz dieser Sphäre verschwunden und mit Ausnahme einiger schon außer ihr liegenden Gestalten der Vergangenheit auch dem ihr Vertrauten nur ahnend erkennbar. Nicht als ob das Einzelne und Persönliche aufgehoben wäre, es besteht vielmehr in seiner ganzen Wucht und Glut, ja in keinem der früheren Werke ist das Verhältnis des Dichters zu den mit ihm Lebenden in solcher Unmittelbarkeit ausgesprochen worden wie in diesem. Aber diese Darstellungen haben nicht mehr das Merkmal des Sondergemäldes sondern gehören einem ganzen Baue an und sind von seinem Raume unablösbar, an ihrem Platze unvertauschbar. Das eine Ganze hat alle Vielheiten aufgefangen und allen Besonderheiten eine höhere Bedingtheit aufgeprägt. Dadurch ist eine in der lyrischen Dichtung völlig neue Gattung entstanden und das Einzelgedicht hat eine tiefe Verwandlung erlitten. Indem es zwar nicht sein Sondermerkmal als geschlossene Form wohl aber seine Eigenatmosphäre aufgibt und die des Gesamtraumes annimmt, hat es noch seine Grenzen in sich selbst und ist doch nicht außer der Maß-